6. Jahrgang · Nummer 6 · Berlin, den 11. März 1942 · Einzelpreis 25 Rpf. und Bestellgeld · Erscheint vierzehntäglich

Die Wehrmacht

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DER WEHRMACHT

PK-Aufnahmen: Dt. Wochenschau

Unter den Augen John Bulls

Die Schlachtschiffe „Scharnhorst" und „Gneisenau" (Bild oben) passierten mit dem Schweren Kreuzer „Prinz Eugen", begleitet von Zerstörern, Torpedo- und Schnellbooten (Bild rechts), den Kanal. In schneidigen Gefechten wehrte die deutsche Luftwaffe den Angriff feindlicher Flugzeuge ab. An dem Geschützfeuer der Schiffe (links) scheiterte der Versuch des Feindes, dem Verband den Marsch durch den Kanal zu verwehren

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0061

gefördert durch Baden-Württemberg

Ein Schneesturm rast über die verschneite Weite des Ostens. Starke deutsche Verbände sind zur ersten großen Einkesselung dieser Winterschlacht angetreten. In weitem Bogen umzingelt Infanterie den Raum, in dem sich eine ganze Sowjetarmee befindet

Immer enger schließen sich die Zangen um den Kessel. Die Infanteriespitze ist auf ersten feindlichen Widerstand gestoßen und gräbt sich nun einstweilen in den tiefen Schnee ein, bis stärkere Verbände herangezogen sind

ZUM HELDENGEDENKTAG:

„Kein Volk hat mehr Recht, seine Helden zu feiern als das deutsche!“

Zum dritten Male in diesem Krieg gedenkt am Tag der Wehrfreiheit das deutsche Volk seiner Helden. Das Wort, das der Führer in seiner Rede zum Heldengedenktag 1940 sprach, „kein Volk hat mehr Recht, seine Helden zu feiern als das deutsche“, hat heute mehr Geltung als je zuvor. In harten Kämpfen wehrt die Front im Osten einen Gegner ab, der seine letzten Energien einsetzt, um uns unsere Siege aus dem vorigen Jahr streitig zu machen. Wenn heute festgestellt werden kann, daß die große Winteroffensive der Sowjetarmee gescheitert ist und daß es trotz des rücksichtslosen Einsatzes von Menschen und Material den Sowjets nur gelang, örtliche Erfolge zu erzielen, aber keine strategischen Entscheidungen zu erzwingen, so dankt dafür das deutsche Volk seinen Soldaten im Osten und vor allem denen, die für die Sicherheit und Freiheit des Reiches ihr Leben gaben; in den harten Kämpfen dieses Winters, von denen unsere Bilder auf diesen Seiten einen kleinen Ausschnitt zeigen, haben sie die Voraussetzung für die Vernichtung des Gegners und den Endsieg geschaffen.

In einer zusammenfassenden Übersicht meldete das Oberkommando der Wehrmacht, daß in der Zeit vom 1. Januar bis 20. Februar 1942 an der Ostfront 56 806 Gefangene eingebracht wurden, und daß die blutigen Verluste an Toten und Verletzten ein Vielfaches dieser Zahl betragen. In der gleichen Zeit wurden 960 Panzer, 1789 Geschütze und 1189 Flugzeuge vernichtet oder erbeutet.
Aus diesen Zahlen läßt sich einerseits die Härte des Winterkampfes ablesen, sie zeigen aber auch darüber hinaus die ungebrochene Kampfkraft unserer Truppen, die unter schwierigsten, ihnen ungewohnten Witterungsbedingungen diese Winterschlacht schlugen.
Zu Beginn des Frühjahrs sehen sich die Sowjets an Stelle eines Erfolges riesigen Verlusten gegenübergestellt, die ihre bereits im Sommerfeldzug des Jahres 1941 geschwächte Kampfkraft weiterhin um ein bedeutendes verminderten.

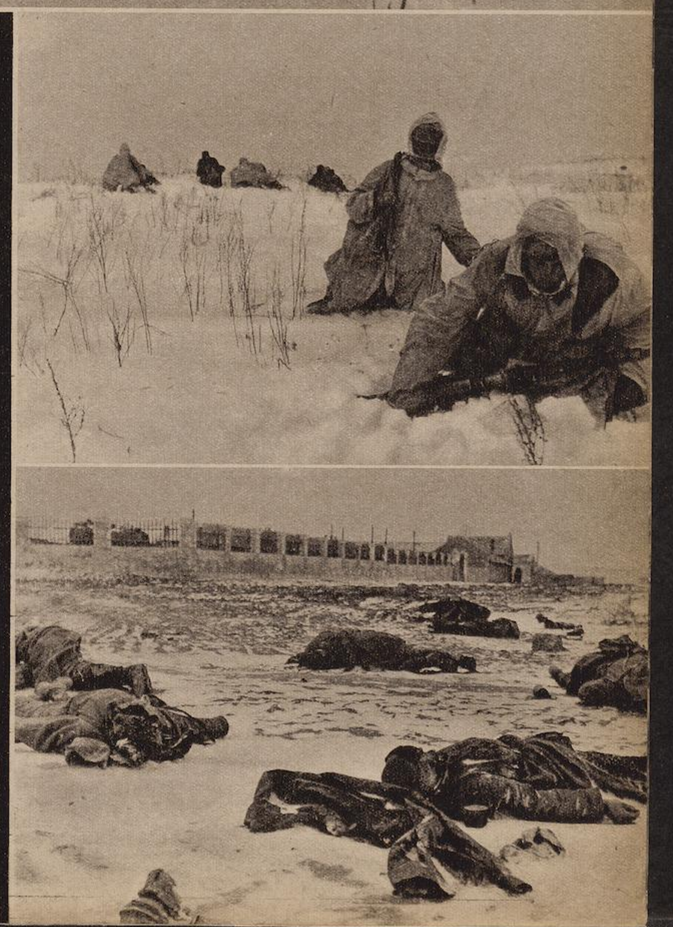
Am Kesselrand ist von allen Seiten Artillerie aufgefahren. Ununterbrochen nimmt sie Befestigungen und Bereitstellungsräume des Feindes unter Feuer und zerschlägt sie. Alle Durchbruchsversuche brechen unter dem Granathagel zusammen

Bild links: Sowjetische Panzer sind gemeldet. Pak nach vorn! Wo in der Kälte der Motor versagt, müssen ihn Pferde ersetzen, die nun im Trab die Pak nach vorn ziehen

Nach allen Seiten sichernd geht ein MG-Trupp langsam vor, arbeitet sich sprungweise an den Gegner heran, der an vielen Stellen des Kessels mit aller Kraft versucht durchzubrechen

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Hähle 4, (HH), Kirsche 1 (Wb), Styhler 1 (PBZ)

Tagelang lagen die eingeschlossenen Sowjets unter dem Feuer der leichten und schweren Infanteriewaffen und unter den Bomben- und Tiefangriffen der Luftwaffe. Weithin bedecken zahlreiche gefallene Sowjets das Kampffeld. In langen Kolonnen fluten die Gefangenen nach rückwärts in die Sammellager. Das Schicksal einer Sowjetarmee ist besiegelt



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0062

gefördert durch
Baden-Württemberg

Infanterieoffizier seit Generationen

Zu den Tausenden von jungen Offizieren und Offiziersanwärtern, zu denen nach Abschluß ihrer Lehrgänge auf den Waffenschulen der Führer im Berliner Sportpalast sprach, gehört auch der Leutnant der Infanterie Horst-Heinrich v. S. Alle seine Vorfahren bis zu den Zeiten Friedrichs des Großen sind Offiziere der Infanterie gewesen. Es war also eine Selbstverständlichkeit für ihn, sich auch wieder freiwillig zur Infanterie zu melden, zu der Waffe, an die immer noch die härtesten Anforderungen gestellt werden. Der Dienst eines Infanterieoffiziers erfordert ganz besondere Gaben und einen hohen Opfermut, aber dafür gebührt auch der Infanterie als der immer noch wichtigsten Waffe der gesamten deutschen Wehrmacht der höchste Ruhm. Seit Generationen tragen die Infanterieoffiziere der Familie v. S. das Eiserne Kreuz, dessen Erkämpfung ihnen seit seiner Stiftung 1813 ebenso zur Selbstverständlichkeit geworden ist wie die Treue und freiwillige Meldung zur Infanterie. Unsere Bildfolge zeigt den jungen Offizier der Infanterie Horst Heinrich v. S. im Feldzug gegen die Bolschewisten und bei seiner Ausbildung auf einer Infanterieschule zum Offizier. Beigefügt sind die der Familiengeschichte entnommenen Bilder seiner Ahnen, die gleichfalls ohne Ausnahme Infanterieoffiziere waren.

Wie alljährlich fand kürzlich im Berliner Sportpalast der große Appell der jungen Offiziere und Offizieranwärter vor dem Führer statt, der den jungen Soldaten die Parole für ihre späteren Pflichten als Offiziere gab. Unter den 9883 Offizieren und Offizieranwärtern, die Reichsmarschall Göring dem Führer meldete, befand sich der junge Infanterieoffizier Horst Heinrich v. S.

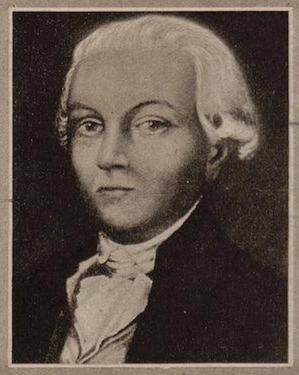
Der Ururgroßvater von Horst-Heinrich v. S., Ferdinand v. S., 1771 in Prenzlau geboren, trat als Kadett ein und wurde Leutnant im Infanterieregiment 12. 1813 stellte er die russisch-deutsche Legion auf. 1837 wurde er Generalleutnant. Er war der erste Träger des Eisernen Kreuzes der Familie

Der Urgroßvater, Ferdinand v. S., 1813 in Berlin geboren, stand beim 3. Infanterieregiment in Königsberg. 1866 nahm er an der Schlacht von Königgrätz teil. Aus dem Krieg 1870/71 ist seine Meldung nach zehnstündigem Kampf bei Vionville an Prinz Friedrich Karl bekannt: „Ich stehe, wo ich stand."

Der Großvater, Ferdinand v. S., 1842 in Berlin geboren, begann seine militärische Laufbahn 1855 beim Kadettenkorps und trat 1860 beim 1. Garderegiment zu Fuß ein, mit dem er in den Krieg von 1864 zog. 1870/71 marschierte er mit demselben Regiment bis vor die Tore von Paris

Der Fahnenjunker Unteroffizier v. S. besucht seinen Vater, Oberst v. S., Kommandeur einer Unteroffizierschule. Der Oberst begann seine militärische Laufbahn als Kadett und zog 1914 als Leutnant beim 3. Garderegiment zu Fuß in den Krieg, in dessen Verlauf er an zahlreichen Schlachten im Westen und Osten teilnahm. Nach dem Weltkrieg kämpfte er in Mitteldeutschland, beim Grenzschutz in Oberschlesien und gegen die Hamburger Spartakisten. 1940 nahm er am Frankreich-Feldzug als Regimentskommandeur teil

Unter Friedrich dem Großen diente Otto Gottlob v. S. und nahm an den Schlachten von Mollwitz und Hohenfriedberg im Ersten und Zweiten schlesischen Kriege teil. Im Siebenjährigen Krieg stellte er als Major ein pommersches Freikorps auf, mit dem er ins Feld zog



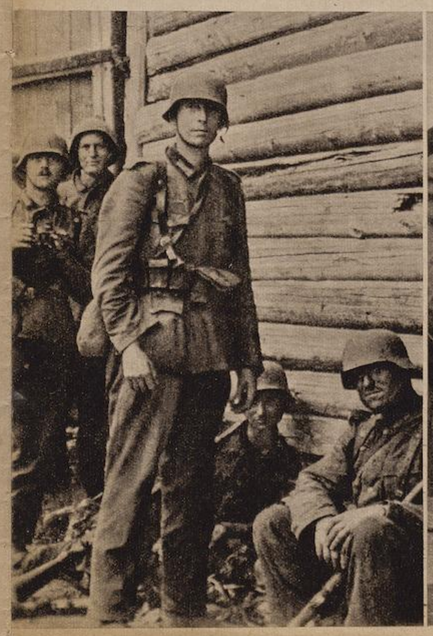
Karl Gottlob v. S., 1753 als Sohn Otto Gottlobs v. S., des Teilnehmers an den Schlesischen Kriegen, in Teschenburg geboren, diente nach Besuch der Ritterakademie beim Wunschenschen Infanterieregiment in Prenzlau, nahm 1781, wenige Jahre vor dem Tode Friedrichs d. Gr., als Premierleutnant seinen Abschied

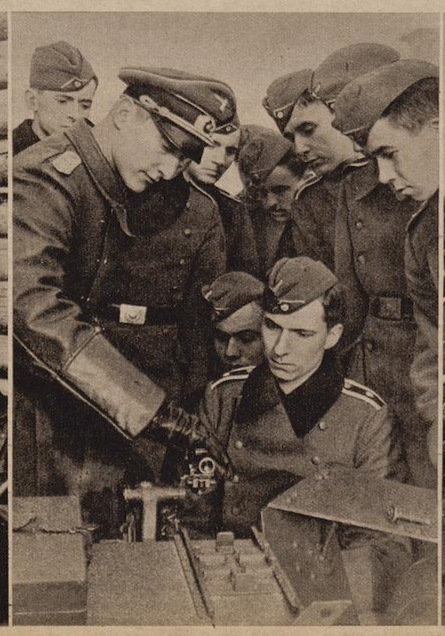
Rechts: Der neunzehnjährige Fahnenjunker v. S. nach einem Kampfeinsatz in der Sowjetunion. v. S. stand mehrere Monate im Kampf gegen den Bolschewismus, bevor er zum Offizieranwärter-Lehrgang kommandiert wurde

Rechts Mitte: Auf der Infanterieschule lernt der Fahnenjunker nicht nur den Gebrauch von Pistole, Handgranate und Gewehr, der Maschinenpistole und des MG kennen, er wird auch in der Bedienung der zahlreichen schweren Infanteriewaffen unterwiesen, denn die Infanterie ist heute eine sehr vielseitige Waffengattung. Unser Bild zeigt den Fahnenjunker an der Pak

Rechts außen: Ausmarsch der Fahnenjunker eines Offizieranwärter-Lehrganges der Infanterieschule. Der Flügelmann ist H. H. v. S.

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Fremke, PBZ (4), Reproduktion (5), Privat (1)





UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0063

gefördert durch
Baden-Württemberg

Riesengroß wächst der Schatten eines englischen Schlachtschiffes vor dem angreifenden Sturmboot auf. Jetzt ist der entscheidende Augenblick gekommen: Der Sturmbootführer drückt auf einen Hebel, der Motor läuft mit vollen Touren, und im gleichen Augenblick wird durch einen Mechanismus der schlauchbootartige Sitz herausgeschleudert: Mit der Geschwindigkeit eines Torpedos rast der Sprengkörper auf das Schlachtschiff zu

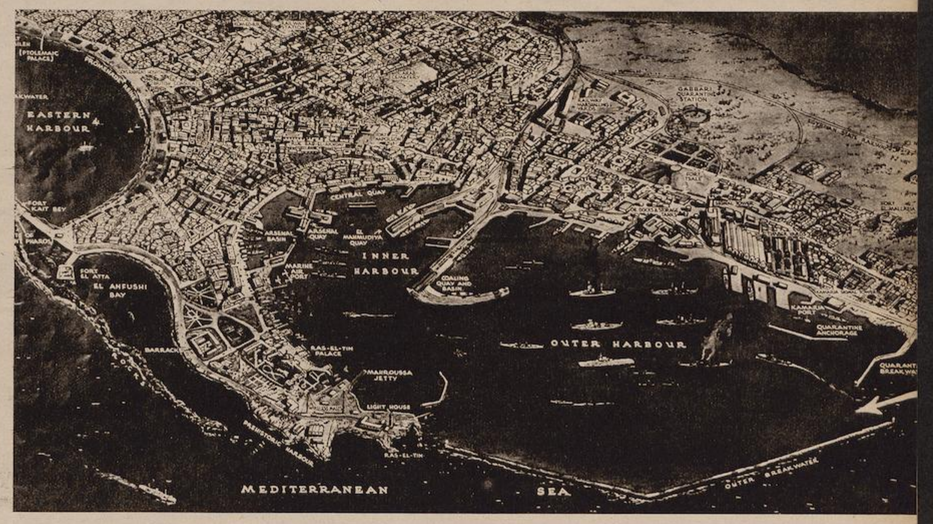
Nach englischen Angaben gezeichnet von Theo Matejko

Überfall auf Alexandria

Im Hafen von Alexandria, geschützt durch die enge Hafeneinfahrt, durch Minensperren und Küstenbatterien, liegt in der Nacht vom 18. zum 19. Dezember das Gros der britischen Ostmittelmeerflotte, das sich vor jeder feindlichen Einwirkung sicher glaubt. In dieser Nacht, die undurchdringlich schwarz über der Küste und dem Hafen liegt, geschieht das Unglaubliche, daß italienische Sturmkampfmittel in den Hafen eindringen und zwei große englische Schlachtschiffe von je 30 000 Tonnen so schwer beschädigen, daß sie für einige Monate, wenn nicht für ein Jahr, außer Gefecht gesetzt sind. Es war dies nicht der erste erfolgreiche Einsatz dieses neuartigen Kampfmittels unseres Verbündeten, denn bereits dreimal drangen italienische Sturmboote in schwerbefestigte, angeblich unangreifbare britische Stützpunkte ein und bewiesen damit, daß selbst die stärksten Kriegshäfen durchaus verletzbar und verwundbar sind. Während des Kampfes um die Insel Kreta drangen am 26. März italienische Sturmboote in die schwerbefestigte Suda-Bucht ein, versenkten dort den britischen Kreuzer „York", wenige Monate später wurde der Kriegshafen Malta angegriffen, acht schwere Explosionen wurden dort beobachtet, und schließlich bereiteten die Italiener den Briten in Gibraltar eine schwere Niederlage im September des vergangenen Jahres, wo sie im Hafen der Küstenfestung einen 10 000-Tonnen-Tanker, ein 6000-Tonnen-Munitionsschiff und einen 12 000-Tonnen-Transporter, der mit Kriegsmaterial schwer beladen war, versenkten. Die Krönung dieser Unternehmungen aber stellte der Angriff auf Alexandria dar.

Wie der Kommandant der italienischen Sturmboote erzählte, ging auch diesem Angriff eine mehrere Monate währende Ausbildung voran, denn zur vollen Ausnutzung dieses Kampfmittels ist eine dauernde physische Vorbereitung auf dieses Unternehmen notwendig, das von dem einzelnen Mut und Kraft, Zähigkeit, endlose Geduld, Kaltblütigkeit und schnelle Auffassungsgabe fordert. „Wenn man bedenkt", führt der italienische Offizier aus, „daß der Hafenmund von Alexandria nur zweihundert Meter breit ist, dann kann man sich vorstellen, daß bei der starken Überwachung des Feindes und bei der besonders in der Nacht schwierigen Orientierung das Auffinden der Hafeneinfahrt bereits hohe Ausdauer erfordert. Hierzu kommt, daß sich vor Alexandria außerordentlich viele Sandbänke befinden, die den Angreifer zwingen, bestimmte Fahrrinnen zu benutzen, d. h. also, ihm keine freie Wahl seines Kurses belassen. Diese Fahrrinnen sind natürlich gespickt mit Hindernissen aller Art. Bei der Überwindung dieser zahlreichen Netz- und Minensperren haben sich meine Leute oft damit begnügen müssen, in einer mühevollen Stunde mit übermenschlicher Geduld nicht weiter als einen einzigen Meter vorwärts zu kommen. Nachdem die einzelnen Sturmboote nun in das Hafenbecken eingedrungen waren, mußten sie sich in kürzester Frist bei großer Dunkelheit orientieren und die Angriffsziele ausmachen."

Sturmboot-Mutterschiffe hatten die Boote an die ägyptische Küste herangebracht. Stundenlang hatte es gedauert, bis das Hafenbecken Alexandrias erreicht war. Große schwere Schatten wachsen vor den winzig kleinen Sturmbooten auf. In demselben Augenblick, in dem das Ziel erkannt ist, drückt der Sturmbootführer mit einem Hebel den Motor auf volle Touren, und in derselben Sekunde, in der dieser torpedoartige Schiffskörper unter dem Anspringen der Motoren erzittert, ist die Sprengladung scharf gemacht, durch einen Mechanismus wird der Sturmbootführer mit seinem schlauchbootartigen Sitz seitwärts herausgeschleudert, überschlägt sich ein paarmal, bevor er auf die Wellen aufprallt, und das Sturmkampfmittel rast mit Torpedogeschwindigkeit in der eingestellten Richtung auf das Ziel zu. Der ganze Bootskörper, dessen vorderer Teil die Sprengladung trägt, schlägt gegen die Wand des Schlachtschiffes auf, die Stichflammen einer gewaltigen Explosion tauchen den Hafen von Alexandria in helles Licht, und ehe die Besatzung der britischen Kriegsschiffe spürt, daß die Hölle über sie hereingebrochen ist, neigen sich die riesigen Schlachtschiffe langsam zur Seite und legen sich schwer getroffen auf den Grund des flachen Hafenbeckens von Alexandria.



Blick auf Alexandria. Der Pfeil rechts weist auf die 200 Meter breite Hafeneinfahrt, durch die die italienischen Sturmboote in den Hafen einbrachen

Der Marsch durch den Kanal

Von Kriegsberichter Josef Lagemann

Es hängt etwas in der Luft, das spüren wir seit Tagen. Aber was kann anliegen? Darüber zerbrechen wir uns nicht lange den Kopf. Was kommt, wird genommen, dafür sind wir Soldaten, und bislang hat alles zur rechten Zeit immer noch richtig hingehauen.

11. Februar 1942. Den ganzen Tag ging es heiß her. Gefechtsdienst auf allen Stationen. Am Abend soll das Gefechtsbild noch einmal wiederholt werden.

Querab von uns liegen Zerstörer. Im Laufe der vergangenen Nacht sind neue hinzugekommen. Die Schlachtschiffe „Scharnhorst" und „Gneisenau" voraus an der Pier stehen wie wir unter Dampf. Auch aus den Schornsteinen der Zerstörer quellen helle Schwaden. Nächtliches Gefechtsbildfahren! Da heißt es eben, einige Stunden vom Schlaf abziehen.

Die Dämmerung sinkt über Land und Meer. Die Zerstörer sind bereits ausgelaufen. Schlepper ziehen uns von der Pier. Da gellt die Klingel durch das Schiff: „Fliegeralarm!" Minuten später liegen wir wieder fest. Es wird dunkler und dunkler, Nebelschwaden brauen aus der Tiefe.

Leuchtspurfäden der Flak weben schillernde Vorhänge in die Luft. Weit achteraus stehen Leuchtraketen der angreifenden Engländer. Ganze Bündel scheinen es zu sein, aber sie können die Nebelwand nicht durchbrechen. Zwei Stunden sucht der Tommy vergeblich sein Ziel. Hier und da fällt planlos eine Bombe. Entwarnung!

Wir haben abgelegt, „Scharnhorst", „Gneisenau" und „Prinz Eugen" verlassen im Schutze der Dunkelheit den französischen Hafen. Ist es wirklich nur eine Übung oder Ernst? Die Frage wird auf den Gefechtsstationen lebhaft „bereest". Aus allen aber spricht die Hoffnung, daß es Ernst sein möge.

Dunkle Nacht rundum. Die Schiffe haben Marschfahrt aufgenommen. Das Festland muß bereits weit achteraus liegen. Wohin geht die Fahrt? Keiner weiß eine Antwort!

Und dann überbringt der Befehlsübermittler auf allen Stationen das erlösende Wort: „Durchbruch durch den Kanal!" Ein Aufruf des Befehlshabers wird verlesen, der die Größe des Unternehmens unterstreicht und restlosen Einsatz jedes Mannes fordert. Mit einem Schlage ist das Gerease verstummt. Alle wissen, es geht auf Biegen oder Brechen!

Meile um Meile ziehen wir an der Küste entlang. Der Engländer ahnt nicht, daß schwere und leichte deutsche Seestreitkräfte bei hellem Tageslicht dicht unter seiner Küste vorbeiziehen wollen. So etwas ist noch nicht dagewesen! Der Tommy wird Augen machen.

Wir fahren dem Tag entgegen. Mit jeder Meile nach Osten verkürzt sich die Nacht um Sekunden und Minuten. Wir sind schon ein gut Stück unter Englands Küste, als ein diesiger, wolkenverhangener Februarmorgen anbricht. Es ist frischer geworden. Nicht allein, daß es aufgebrist hat, nein, wir fahren aus dem Vorfrühling der französischen Atlantikküste in den Winter hinein.

Wenn der Tommy Lunte gerochen hat, müssen bald die ersten Flugzeuge anbrummen. In der Enge zwischen Dover und Calais werden uns die englischen Küstenbatterien eiserne Grüße als Sperrfeuer entgegenjagen. Aber bis dahin ist noch Zeit. Die engste Stelle werden wir erst gegen Mittag erreichen.

Verschärfter Ausguck auf allen Stationen. „Steuerbord voraus anfliegende Flugzeuge!" Da perlt auch schon das Erkennungssignal vom wolkenzerfetzten Himmel. Deutscher Jagdschutz ist zum Verband gestoßen. Singend und pfeifend umkreist uns eine Meute beutedurstiger Jäger- und Zerstörerflugzeuge.

Als U-Boot-Sicherung preschen voraus seitwärts und achteraus die Zerstörer mit hoher Bugwelle und gischtiger Heckgee. Wieder gellt die Stimme des Befehlsübermittlers über die Brücke zum Kommandanten und Wachoffizier: „Steuerbord voraus viele Schatten." Gläser haben die Schatten gefaßt. Deutsche Torpedoboote rauschen heran und schließen den Ring der Besatzungsfahrzeuge. Ein stolzes Bild: deutsche Seestreitkräfte auf dem Kriegsmarsch!

„Hohe Bugwellen auf Gegenkurs!" Deutsche Schnellboote schieben sich zwischen U-Boot-Sicherung und englische Küste. Nun ist alles beisammen, was für den Durchbruch vorgesehen ist. Nun mag der Tommy kommen. Es wird ihm ein Empfang bereitet werden, an den er noch lange zu denken hat.

Aber Stunde um Stunde verrinnt. Kein Feind ist auszumachen. Die Sonne, die eben noch zwischen Wolkenfetzen ihre Strahlenbündel auf das Meer warf, verkriecht sich in einen Dunstschleier. Unser Jagdschutz ist bereits mehrmals abgelöst. Er konnte nicht zuschlagen, da sich kein Gegner zum Kampf stellte.

Ob der Engländer bei hellem Tage schläft? Unsere Schnellboote legen Nebelwände zwischen uns und die englische Küste. Wir sind in die Enge von Dover hineingestoßen. Der Tommy muß uns doch fast mit dem bloßen Auge ausmachen können, wenn der Wind die Nebelwände hier und da auseinanderreißt. Da stehen plötzlich zwei, drei, vier Fontänen backbord querab über der See. Im Zusammensinken grollen die Detonationen an unser Ohr.

Aha, er hat es doch gemerkt, aber reichlich spät. Wieder und wieder steigen backbord voraus, querab und achteraus die Aufschläge der feindlichen Geschosse aus den Wellen. Aber alle Salven liegen schlecht. Der Tommy erfaßt uns mit seiner Schießkunst nicht. Und jetzt ist es zu spät. Wir haben die engste Stelle passiert und laufen den Küstenbatterien davon.

Auf der Insel werden die Fernsprecher spielen. Alles ist auf den zweiten Teil der Vorstellung gespannt. Da sind sie schon. Vier Torpedoflugzeuge backbord querab.

Unsere schwere Flak hat die Ziele erfaßt. Wie ein Hornissenschwarm stoßen die Jäger gegen den Feind vor. Aber diesmal ist unsere Flak schneller. Sprengwolke um Sprengwolke liegt dicht auf den anfliegenden Torpedoflugzeugen. Ein Tommy sucht sofort das Weite, der zweite stürzt getroffen ins Meer. „Abschuß!" gellt es von Station zu Station.

Das dritte feindliche Flugzeug hat ebenfalls einen Treffer erhalten, will sich hochziehen, aber von oben drücken unsere Jäger. Im Sturzflug kurvt der Tommy seewärts, fängt sich ab, berührt dabei mit den Tragflächen die Wellenkämme, zieht aber trotzdem die Maschine wieder hoch. Oder ist sie wie ein flach aufs Wasser geschleuderter Stein abgetrollt? Da erwischt sie ein neuer Treffer. Aufs Wasser aufschlagend, detoniert ein Torpedo, und in einer gewaltigen Wassersäule versinken die Trümmer des Gegners. Auch das letzte Flugzeug hat seine Aale nicht anbringen können, und ein kurzer feuriger Aufschlag auf das Wasser ist alles, was wir von ihm entdecken können. Hochstimmung an Bord unseres Schiffes. Unsere Flak hat alle drei Angreifer in anderthalb Minuten abgetakelt.

Jetzt folgt Angriff auf Angriff. Dabei wird es diesig und diesiger. „Fünf Bomber an Backbord!" meldet der Ausguck von achtern, und fast im selben Augenblick entdecken wir zwei Torpedolaufbahnen. Auch diese Meldung zur Brücke erfolgt schnell und klar wie beim Manöver.

Rote und weiße Leuchtspurgeschosse schlagen den anfliegenden Bombern entgegen und zwingen sie zum Abdrehen. Wie dunkle Wattebäusche stehen dazwischen die Sprengwolken der schweren Flak. Der Bombensegen rauscht bei den Zerstörern und den Torpedobooten, die aus allen Rohren feuern, ohne Schaden anzurichten ins Meer.

„Ruder hart backbord!"

Mit AK zieht unser stolzes Schiff in den neuen Kurs. Die Torpedolaufbahnen perlen vorbei. Irgendwo draußen werden die Aale auslaufen und zu den Fischen, unseren „Außenbordkameraden", schlafen gehen.

Immer wieder versuchen feindliche Bomber unseren Verband anzufliegen. Dort stürzen zwei, von unseren Jägern weidwund geschossen, wie glühende Fackeln ins Meer. Die Schiffsführung trifft ruhig und sicher die erforderlichen Maßnahmen, ebenso ruhig und sicher werden die Befehle ausgeführt.

Gerade wird einer neuen Torpedolaufbahn durch harte Ruderbewegung ausgewichen, da blitzt im Nebel backbord querab Mündungsfeuer auf. Im Schutze der schlechten Sicht pirschen sich ein feindlicher Kreuzer und drei Zerstörer an uns heran, gleichzeitig ziehen weitere Bomber auf unser Schiff zu. Die Artillerieleitung macht Feuerverteilung. Durch unsere Ausweichmanöver sind wir vom Verbande etwas gelöst. Die feindlichen Streitkräfte nehmen unser Schiff mit ihren Salven an.

Jetzt beginnt der reinste Feuerzauber. In der Luft hängen gleißende Fäden der leichten Flak. Dazwischen rollen die Abschüsse der schweren Flak, und dann setzt der Hexensabbat unserer schweren Artillerie ein. Braune Qualmwolken verdecken für Sekunden die Sicht. Das Schiff zittert unter den Abschüssen aller Waffen, weicht hier wieder einer Torpedolaufbahn aus, legt sich beim scharfen Drehen scharf zur See. Die Türme und Flakgeschütze schwenken mit. Das Abwehrfeuer erleidet keine Unterbrechung.

Rund um unsere Schiffe stehen die Einschläge der Gegner. Aber mit dem Treffen will es bei ihnen nicht klappen. Dafür liegen unsere ersten Salven schon deckend. Dort geht der erste feindliche Zerstörer mit schwerer Schlagseite auf Tiefe. Dann springen auf dem zweiten Schatten in der Nebelwand zwei glühende Feuerwellen auf und schlagen zu einer Lohe zusammen. Der zweite Zerstörer brennt. Jetzt haben sie genug von unserer schweren Artillerie. Der Feind zieht in den Nebel hinein. Hinter ihnen her rollen die letzten Abschüsse der schweren Türme. Dieses schaurig-schöne Spiel des Kampfes, den sinkenden und den brennenden Zerstörer, werden wir so bald nicht wieder vergessen.

Die Wolkenfetzen hängen jetzt so tief, daß man anfliegende Bomber erst im letzten Augenblick erkennen kann. Der II. Artillerieoffizier ist auf seinem hohen Flakeinsatzstand näher am Himmel als wir und meldet launisch: „An alle, es regnet!" Selbst in brenzlichen Situationen den Humor nicht verlieren, das ist der richtige Geist.

Wie ein Schatten huscht steuerbord voraus gerade ein Bomber aus der Waschküche. Schon hat ihn wieder ein Wolkenfetzen verschlungen. Aber der kurze Augenblick hat unserer Flak genügt. Die Geschosse suchen den Gegner und umtanzen ihn, als er erneut aus dem Dunst hervorstößt. Trotz der Feuergarben hält der Tommy seinen Kurs. Der Bombenschacht öffnet sich, sechs Bomben rieseln herab. Ein Aufblitzen in Rumpf und Tragflächen zeigt die gute Lage unserer Abwehr. Zu früh hat er die uns zugedachten „Eier" fallen lassen. Neben dem Schiff rauschen sie ins Meer. Die Fontänen wuchten weit über die Brücke hinaus. Abschüsse um Abschüsse feindlicher Maschinen werden uns gemeldet. Sie ergeben schon jetzt eine ganz erkleckliche Zahl, dabei ist es noch lange bis zur Dämmerung. Der Tommy läßt nicht locker. Immer neue Maschinen werden eingesetzt. Dort streicht eine nach Ablage ihrer Bomben zum „Fischfang" steuerbord an unserem Schiff vorbei und bestreicht das Deck mit ihren Bordwaffen. Hart prasseln die Geschoßgarben an die Bordwände. Die Flakbedienungen schießen und schießen. Sie haben keine Zeit, sich um die Einschläge rundum zu kümmern, und auch dieser Gegner muß ins Meer. Ein Kamerad wird mit Lungenschuß ins Lazarett eingeliefert, einen zweiten hat es am Bein erwischt. Auf Backbordseite hat unser Schiff den fünften Abschuß verzeichnet. Wir können zufrieden sein.

So folgt ein Alarm dem anderen. Kaum hat man Zeit, zwischen ihnen eine Zigarette in sich hineinzutrinken. Von achtern stoßen zwei eigene Zerstörer zu uns, die zurückgeblieben waren und feindliche Schnellboote mit gutgezielten Salven abwehrten und verjagten.

Plötzlich ist die Dämmerung da. Der feindliche Fühlungshalter in der Luft funkt zur Heimatstation SOS, ein zweites englisches Flugzeug meldet: „Stürze ins Meer!" Unsere Jäger sind also immer noch am Feind. So brachen alle Angriffe wirkungslos mit blutigen Verlusten für den Gegner zusammen.

Und jetzt ist es wieder Nacht geworden, so dunkle Nacht, daß man kaum eine Hand vor Augen sehen kann. Die Fahrt geht weiter in die Nordsee hinein. Der Marsch durch den Kanal, die frechste Unternehmung der Seekriegsgeschichte, wie unser Kommandant sie nannte, ist ohne eigene Verluste erzwungen.

Über vierundzwanzig Stunden steht die Kriegswache. Wohl brennen die Augen vom scharfen Ausgucken und vom Wind. Die Anstrengungen dieser Stunden haben Furchen in die Gesichter gezogen. Aber das große Erleben dieses Tages und der Wille zur siegreichen Beendigung dieser Unternehmung läßt keine Müdigkeit aufkommen. Ein neuer Morgen dämmert. Vor uns liegt die deutsche Küste in Schnee und Eis. Wir haben die „kalte Heimat" erreicht. Wir riechen deutschen Boden.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0064
gefördert durch
Baden-Württemberg

Ein Pelz WANDERT an die Front

Viele Millionen Stück Woll- und Pelzsachen hat das deutsche Volk für seine Soldaten an der Ostfront gespendet. Aus dieser Millionenzahl wurde ein Stück, nämlich ein Pelz, herausgegriffen, und die Kamera hat seinen Marsch von der Wohnung des Spenders bis in die vorderste Linie einer Batteriestellung durch alle Stationen begleitet.

(1) *Der Aufruf zur Wollsammlung wurde überall freudig aufgenommen. Herr und Frau G. haben ihre Vorräte an wärmender Kleidung gemustert und bringen unter anderem einen Schafspelz zur Sammelstelle.*

(2) *Frauen der NS.-Frauenschaft, die sich freiwillig zu diesem Dienst gemeldet haben, geben dem Pelz, bevor er an die Front geht, und all den tausend anderen Kleidungsstücken einen „militärischen Schnitt".*

(3) *Zu einzelnen Packen gebündelt, werden die Wollsachen sachgemäß im Eisenbahnwaggon verstaut. Stück für Stück der Ladung wird an Hand von Listen genau geprüft, und dann verlassen die Züge die Bahnhöfe.*

(4) *Eine lange Reihe von Lastkraftwagen wartet am Zielbahnhof an der Front, um die Wollsachen in Empfang zu nehmen und sie zu den einzelnen Kompanien zu fahren. Auch unser Pelz ist wieder zum Vorschein gekommen.*

(5) *„Jawohl, er paßt wie angegossen!" Der Pelz hat seine weite Wanderung beendet und wird von seinem neuen Besitzer, einem Kanonier in der vordersten Stellung, freudig in Empfang genommen.*

PK-AUFNAHMEN: KRIEGSBERICHTER UECKER

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0065

gefördert durch
Baden-Württemberg

1

2

3

Schienenstränge auf Eis gelegt

EINE EISENBAHN FÄHRT ÜBER DEN ILMENSEE

Unter dem Frosthauch des russischen Winters waren bald alle Flußläufe, Kanäle und Seen in dem riesigen sowjetischen Raum zu Eis erstarrt. Der Fährbetrieb über die Wasserläufe mußte eingestellt werden, und Geschütze, Panzer, Kraftfahrzeuge aller Art rollten, wo keine Brücke vorhanden war, über das Eis. Auch über die großen Seen schwangen sich meterdicke Eisdecken, die für Transporte und Nachschub nutzbar gemacht werden konnten. Einzig dastehend ist aber wohl die Eisenbahnlinie, die von den deutschen Eisenbahnpionieren kürzlich über den Ilmensee gelegt wurde. Untergrund, Bahndamm — alles ist Eis, auf dem die Eisenbahnschienen liegen und die schweren Materialzüge sicher von einem Ufer zum anderen rollen.

4

5

(1) *Unter Leitung und Aufsicht deutscher Eisenbahnpioniere haben sowjetische Gefangene die Eisblöcke, die als Unterlagen für den „Eisenbahndamm" über den Ilmensee dienen sollen, in der richtigen Größe aus der Eisdecke des Sees herausgeschnitten und mit Eishaken herausgefischt*

(2) *Auf niedrigen Eisschlitten sind die Blöcke zum Bauplatz der „Ilmenseebahn" geschleppt worden. Die Aufnahme gibt eine deutliche Vorstellung von der Mächtigkeit der einzelnen Blöcke*

(3) *Block wird an Block gelegt, bis ein mehrere Meter breiter Damm entstanden ist, auf dem die Schwellen der Gleisanlage aufgelegt werden können. Die einzelnen Gleisstücke wurden bereits vorher zusammengesetzt und mit Hilfe von Baumstämmen auf den Damm gewälzt*

PK-Aufnahmen: PBZ (Deutsche Wochenschau)

(4) *Die Eisblöcke frieren sehr schnell zusammen und bilden bald mit dem Gleiskörper eine steinharte, kompakte Masse. Bald sind die einzelnen Eisblöcke überhaupt nicht mehr zu erkennen*

(5) *Schneewehen tun dann ein übriges, und von dem ganzen Eisenbahnstrang sind schließlich nur noch die beiden Schienen als schwarze Striche zu erkennen. Sicher trägt die Eisdecke des Sees die deutschen Materialzüge*

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0066

gefördert durch
Baden-Württemberg

Über die Meere der Welt

FEINDFAHRT MIT „ADMIRAL SCHEER"

VON KRIEGSBERICHTER JOCHEN BRENNECKE

4. Fortsetzung: W. bewohnte mit zwei anderen Kameraden eine schöne, große Kammer, Bullaugen nach vorne raus. Stets frische Luft. Zu beneiden. Blumen und Blattpflanzen geben dem Raum eine gewisse Behaglichkeit, und die munteren Kreuzschnäbel in ihren frohen Farben, ein Aquarium mit leuchtend roten Goldfischen tun das übrige, daß man sich hier wohl fühlen möchte.

Und dann beginnt es, wie immer, wenn sich alte Kameraden, die einen großen Teil des Krieges gemeinsam an der Front und b den verschiedensten Einheiten standen, treffen. „Weißt du noch?

Wiedersehn irgendwo im Atlantik!

Das alte Haus zeigt mir einen Brief an seine Frau, da stünde alles drin, was ihn so privat an Gedanken bewegt habe . . .

Brief sagt er dazu — ein Buch! 120 Seiten ist dieser Brief nun schon geworden. In einem andern Tagebuch berichtet er die dienstlichen Begebenheiten.

EIN FREITAG: . . . wieder einmal müssen wir Seeschäden ausbessern. Die See hat diesmal mit einer unglaublichen Kraft gewütet. Dicke Eisenstützen sind wie Streichhölzer zerknackt, Rohrleitungen wurden zerschmettert. Das ganze Schiff stand ja häufig bis zur Brücke unter Wasser, ging unter in einem kochenden Wirbel grausamer See.

EIN SONNTAG: . . . unser Schwimmbassin ist nun endlich fertiggeworden. Herrlich. In der Freizeit tummeln wir uns darin und finden Erfrischung und Kühlung in der knalligen Hitze. Es ist seit Wochen so nicht mehr auszuhalten. Heute wurden mehrere Schiffe gesichtet. Scheinbar der Teil eines Geleitzuges. Wir haben uns schnell aus dem Staube gemacht. Ja, wenn wir „Scheer" wären . . . Ein Preisskat wird angesetzt.

EIN DONNERSTAG: . . . Man hat etwas „Neues" erfunden, um die Zeit nicht lang werden zu lassen, was bei der vielen Arbeit sowieso nicht zu befürchten steht. Auf dem breiten Mitteldeck veranstaltet man Infanteriedienst wie auf einem Kasernenhof. Eigentlich tut das recht gut. Aber wozu? Unser Unternehmen wird immer undurchsichtiger. Ob wir vielleicht irgendwo an Land gesetzt werden, um uns mit Kanaken herumzubolzen? Übrigens: ein U-Boot soll in Sicht kommen.

EIN MITTWOCH: . . . Wir treiben schon seit den Morgenstunden. In der Mittagszeit kommt das U-Boot in Sicht. Erkennungssignale hier und dort. Herzliche Begrüßung. Die Freude kennt keine Grenzen. Bärtig und ölverschmiert drängen sich U-Boot-Männer auf der kleinen Plattform. Auf dem Boot selbst kann wegen der Dünung kaum einer stehen. Und doch müssen sie raus, um die Trosse zu übernehmen und festzustecken. Was diese Männer dort vollbringen, ist fürwahr eine seemännische Glanzleistung. Die Dünung rollt arg. Das Boot taucht jedesmal bis zum Turmrand unter. Im Wasserwirbel verschwinden die an Deck arbeitenden Soldaten, Wasser raubt ihnen den Atem, Wasser reißt und zerrt, daß die Gelenke vor Anstrengung schmerzen. Und dann schnell zupacken, wenn für Sekunden Ruhe ist. An die Haifische denkt man gar nicht in solchen Minuten. Endlich ist es geschafft. In einem riesigen Schlauchboot kommen der Kommandant und der LI an Bord. Schöne Erfolge haben sie gehabt. Hätten noch größer sein können. Auch eine Tragik, von der man an Land nichts weiß und die man bei den Betrachtungen über die Erfolge der deutschen U-Boot-Waffe stets mit einzubeziehen vergißt. Auch dieses Boot hatte nämlich Weisung, nur, und zwar ausschließlich, in bestimmten Gebieten anzugreifen. Da ist ihnen so mancher fette Braten vorbeigeschippert, den sie laufen lassen mußten, weil der Befehl so und so lautete.

Nachmittags weilt die eine Hälfte der U-Boot-Besatzung bei uns an Bord. Wir laden sie zum Kino ein. Freude in Trojas Hallen. Noch mehr Freude darüber, daß jeder bei uns zwei Flaschen Bier trinken darf.

EIN DONNERSTAG: Als ersten Gruß schicken wir den Kameraden der Unterwasserwaffe einen riesigen Korb frischer Brötchen. Ein Begeisterungssturm löst den andern ab. Nachmittags kommen die restlichen U-Boot-Kameraden zu uns. Auch für sie Bier, Kino und ein Bad in unserem Bassin. Dazu Musik unserer Hauskapelle.

Abends fallen die Trossen. U-XY geht in Fahrt. Man führt uns noch ein Tauchmanöver vor und geht dann auf Kurs. Auf dem Turm stehen sie und winken mit ihren Mützen.

„Three cheers for the ‚Ferdinand'."

„Three cheers for the bloody german submarine. Hurräh, Hurräh!" ulken wir zurück und freuen uns, daß wir noch Humor genug haben — wie sie welchen haben, die Jungen von dem U-Boot. Das Boot sinkt achteraus. Unsere Maschinen drehen auf. Mit hoher Bugwelle brausen wir noch einmal an dem tapferen Boot und seiner Besatzung vorbei. Das Boot wird kleiner und kleiner, steht noch kurze Zeit unter einem herzblutroten Abendhimmel. Bei uns winken sie immer noch . . .

EIN SONNTAG: Wir treffen ein anderes in Übersee operierendes Kriegsschiff. Morgen in acht Tagen wird noch eines erwartet. Es gibt wieder viel Arbeit.

EIN SONNABEND: Wir fangen Haifische am laufenden Band. Unser Bootsmann hat schon 84 Stück gezählt. In unserem Vortopp hängen die dreieckigen Schwanzflossen als Trophäen. Sie sollen ja Glück bringen . . ."

Wieder auf „Scheer". Bis zu einer erneuten Überfahrt auf die „Sophie Ferdinand" beobachten wir die Übernahme der Lebensmittel und der Granaten. Trotz des Tumultes an Deck verläuft alles in gewohnter Sicherheit und Schnelligkeit. Es gibt keine Stockungen, die Arbeiten rollen ab, als seien sie vielfach geübt. An Backbordseite stauen sich die Hülsen für schwere Granaten. Zwei Mann müssen anpacken, um solch einen Koloß zu bewegen. Die Geschosse werden auf kleinen Schalenwagen zu den Mannlöchern gefahren, in denen sie, durch starke Arme hineinbefördert, verschwinden. Eine Musik des frohen Schaffens dringt an unser Ohr. Hülsen knacken metallen hell, dazwischen singt das Knirschen der Taue und Blöcke. Rufe, Befehle und das Summen des Krans, der die Boote entlädt. Hiev auf Hiev kommt an Deck. Kaum ist ein Boot entladen, schert schon ein neues an die Bordwand. Unergründlich scheint der Bauch des „Scheer" zu sein. Granaten, Granaten, Granaten — für wen?

Auf der „Sophie Ferdinand" steht nach dem Übersteigen ein breitschultriger Offizier im grünen Arbeitshemd und ölverschmierter Hose vor mir. Sein Gesicht schmückt ein gepflegter kecker Bart, seine Hautfarbe ist zäh und schaut aus wie tiefbraunes Leder.

„Kennen wir uns nicht?"

Dabei reicht er mir seine Pranke, in der man gut ein Kommißbrot hätte verstecken können. Auf einer Westindienreise muß es doch gewesen sein. Sah so nicht ein mir zwar junger in Erinnerung verbliebenes Gesicht aus . . .? Ich sehe einen kompakten Leichtmatrosen vor mir sitzen, sehe ihn wie damals, als er mir die Kunst des Drahtspleißens anvertraute. M. hieß er. Willem M.

„Heißen Sie . . . heißt du . . . ja, Mensch, Willem . . .!"

„Und du . . . Grüß Gott, altes Haus. Lebste denn noch?"

So trafen wir uns wieder — nach Jahrzehnten. Jahre rollen später in seiner Kammer bei einem von ihm selbst gebrauten Tonikwasser — einer Mischung von Gin und besonders zubereitetem Wasser — vor uns ab. Erschüttert hörte ich den Schicksals- und Kampfesweg eines alten Kameraden, er, der einzige von mehreren Söhnen, der seinen Eltern erhalten blieb. Die anderen blieben im Kampf. Auch er selbst wurde verwundet, als er als Freiwilliger in den Reihen der Spanienkämpfer stand. Eines Nachts hatten sie sich mit ihren Wagen verfranzt. Sie gerieten hinter Sevilla zwischen die Fronten. Wo ist nun Freund und Feind. Keiner wußte es. Scheinwerfer an. Rums, rums, da krachten auch schon Granaten oder Bomben — wer weiß das noch, was es war. Rums, rums. Du meine Güte: Bomben im Reihenwurf! Treffer direkt daneben. Eine Feuersäule — ein furchtbarer Ruck. Zwei Tage später fand sich Willem mit gekreuzten Händen in der Koje eines Lazaretts wieder. „Als ich so meine gekreuzten Hände auf der Brust liegen sah, dachte ich auch: Junge, Junge, mein lieber Willem, da liegen sie ja genau richtig!" Später heilte alles gut aus. Einer seiner Brüder fiel in Spanien. Als die Legion unter dem Jubel der Bevölkerung in Berlin einzog, brachte man im Geleit hohe Offiziere seinen toten Bruder in seine Heimatstadt . . .

Und das erzählt mir dieser Mann ohne einen Schimmer von Verbitterung. Er spricht als Soldat. Und nun ist er hier an Bord. Freiwillig!

Die ganze Nacht über geht die Übernahme weiter. Es wird viehisch gearbeitet. Wo nehmen die Männer nur die Kraft und Energie her?

Und noch ein Tag und noch eine Nacht verstreichen, dann ist die Übernahme beendet. Unser Versorgungsschiff steht abends als feine Silhouette über der Kimm. Es ist entlassen. Wann und wo sehen wir uns wieder? Mit neuem Mut, frisch gestärkt und vollem Bauch machen wir uns „auf die Socken".

Die Zeit verstreicht, und ich kann noch einige Tagebuchnotizen nachholen. Auf dem weißen Papier hockt ein brauner Fleck. Eben war er noch nicht da. Nanu — schon wieder einer . . . da soll doch mal . . . Ja, das muß endlich mal gesagt werden . . . In meiner Kabuse wohnen nämlich außer mir noch, ebenfalls auf Staatskosten sozusagen, eine ganze Reihe kleiner, niedlicher, brauner Tierchen. Tagsüber merkt man nicht viel davon, aber wenn man abends plötzlich Licht anknipst, dann rasen sie wie Irre über Tisch und Wände. Die Seeleute behaupten zwar, daß Kakerlaken nicht an Menschen „rangehen", aber heute nacht ist mir doch eine auf die Hand gekrochen. Auf meine wilden Proteste hin schickt mir Smarting endlich ein Entgiftungskommando. Meine Kabuse wird dicht gemacht, und zwei Mann vergasen den Raum mit einem geheimnisvollen Antikakerlakenelixier. Während wir von draußen durch die beschlagenen Bulleyes nach innen gucken, erzählt mir der Oberbootsmann Wunderdinge von den Erfolgen seines Kampfstoffes. Bei einem Angriff auf die Kombüse wäre der Boden zehn Zentimeter hoch von einer Schicht vernichteter Kakerlaken bedeckt gewesen. Seine Geschichten erinnerten mich an den Strohhut im Inseratenteil alter Illustrierten. Die linke Seite des Hutes war ganz dunkel und die rechte schneeweiß. Darunter stand: Vor und nach dem Gebrauch von „Strobin".

Als der Entgiftungstrupp sein Werk beendet hatte, wurde das Schott zu meiner Kabuse mit Lappen dicht gemacht, sie legten eine Kette vor, und ein kleiner Zettel verbot das Betreten der Kammer vor 12 Uhr. Im Bewußtsein, ganze Arbeit geleistet zu haben, meldeten die beiden Soldaten dem Smarting die glatte Durchführung der Aufgabe und zogen sichtlich befriedigt von dannen. Wir konnten es gar nicht abwarten, bis es endlich 12 Uhr schlug. Behutsam entfernten wir die Dichtung des Schotts und öffneten es vorsichtig. Schon beim Öffnen wunderte ich mich, daß das Schott so leicht aufging, trotz der zehn Zentimeter hohen Schicht von Kakerlakenleichen. Ein beißender Mandelgeruch strömte uns entgegen, wir rissen die Bullaugen auf; nachdem wir die Augen etwas öffnen konnten, stellten wir zu unserer Überraschung fest, daß die Kakerlaken durch die verheerende Wirkung des Gases scheinbar völlig zersetzt worden waren. Es war keine Spur, keine einzige Leiche zu sehen. Erst gegen Abend kamen sie nach und nach wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und ich glaubte in ihren Mienen einen leichten Vorwurf zu lesen über die ungewohnte Belästigung. Dem Oberbootsmann wollte ich nicht das Herz brechen, und als mein Assistent nach langem Suchen doch noch eine tote Kakerlake fand, auf die wahrscheinlich die Gasmänner den schweren Apparat gestellt hatten, legte ich das Korpus delikti mitten auf den Schreibtisch, und nachmittags um 16 Uhr bei der Kaffeestunde wischte ich es wie von ungefähr vor den Augen des Smartings von der Back. Smarting grinst und gibt seiner großen Gestalt einen Ruck, daß fast die Knöppe vom Rock platzen.

„Doll, das Jas, nöch?"

„Ja, ja, dolle Sache . . ."

(Fortsetzung folgt)

Aber eisern . . .

sagt Frau Klara L...., Buchhalterin aus Linz

„Die Josephin, mein Mädel, die soll später eine recht schöne Aussteuer haben, wenn sie heiratet. Dafür wird jetzt eisern gespart. Im Frieden gibt's wieder das Richtige. Und des Nachbars Franz ist ohnedies im Feld."

Fünf einzigartige Vorteile

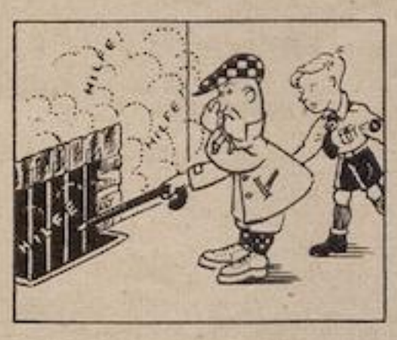
1. Wer eisern spart, zahlt weniger Steuern und Sozialbeiträge.
2. Die Höhe des Krankengeldes berechnet sich trotzdem nach dem vollen Lohnbetrag.
3. Der Sparbetrag wird zum Höchstsatz verzinst.
4. Das Sparguthaben ist unpfändbar.
5. Das Sparguthaben wird in Notfällen, bei der Geburt eines Kindes und bei der Verheiratung einer Sparerin, auf Antrag sofort ausgezahlt.

Haben Sie Ihre Sparerklärung schon abgegeben?

Spare eisern jetzt im Krieg, kaufen kannst Du nach dem Sieg!

Hier spricht **PELLE** den man rief als Kartoffel-Detektiv!

PELLE *macht an finstrem Ort Schluss mit dem „Kartoffel-Mord!"*

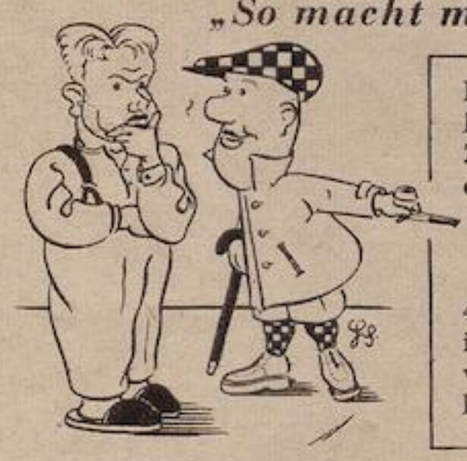


Vor dem Haus von Schlampke's Paul
Wittert PELLE: „Hier riecht's faul!"
Und als Detektiv, als heller,
Ahnt er gleich: „Es kommt vom Keller!"
Listig schleicht sich PELLE ein
Und stellt fest:

„So darf's nicht sein!"

„Feucht und dumpf, wo Asseln wimmeln,
Ja - da müssen sie verschimmeln!
Diesen Mann muß man belehren
Und zum rechten Tun bekehren.
Schlampke her! -
Dann heißt's gewichtig:
„Hör'n Sie zu!"

„So macht man's richtig!"



Kartoffeln trocken, kühl und luftig in Lattenkisten aufbewahren! Stein- und Zementböden sind als Lagerstätte ungeeignet. Schützt die Kartoffeln vor Frost! Angefrorene und hartgefrorene Kartoffeln 48 Stunden in kaltes Wasser legen, das während dieser Zeit 4mal erneuert wird, und . . . sie haben ihren unangenehmen, süßen Geschmack verloren! Also: Keine erfrorenen Kartoffeln mehr in den Abfalleimer!

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0067

gefördert durch Baden-Württemberg

Der Doppelgänger

ROMAN VON ALEXANDER LERNET-HOLENIA

Die letzte Fortsetzung schloß: Nachdem Gabrielle erzählt hatte, daß der Balatonsee mit einer Überschwemmung drohe, entstand eine Leere in ihrem Hirn. Sie wußte, daß sie nun eigentlich hätte sagen müssen, Marschall und Gasparinetti seien angekommen, aber sie brachte es nicht heraus. Doch wußte sie zugleich nicht, was sie anderes sagen solle. Es schien ihr überhaupt grotesk, daß die beiden nun auf einmal in Ungarn waren, niemand hätte eine Erklärung dafür abgeben können, es sei denn eine beunruhigende. — Sie blickte wortlos durch das Fenster, vor welchem ein dünner Regen rieselte, und Pufendorf betrachtete Gabrielle.

11. Fortsetzung: „Und was gibt es sonst Neues?" fragte er schließlich.

„Nichts", sagte sie. „Nichts Sonderliches. Weil das Wasser gestiegen ist, sind Mäuse ins Haus gekommen. Wir haben Mausefallen aufgestellt und zwei Katzen aus dem Dorf holen lassen. Die Katzen haben wahrscheinlich gleich wieder zurück ins Dorf wollen, tun es aber nicht, offenbar, weil sie keine Lust haben, den langen Weg im Regen zurückzulegen."

Sie fand es auf einmal unglaublich schwierig, mit diesem Menschen zu reden. Noch auf der Fahrt hatte sie gedacht, es werde ganz einfach sein. Nun schien es ihr fast unmöglich.

„Und haben diese Dorfkatzen schon etwas gefangen?" fragte er nach einem Moment.

„Hattet auch ihr Katzen daheim?"

Es war vollkommen lächerlich, immerzu das Wort „Katzen" zu wiederholen.

„Einige", antwortete er lächelnd. „Ich kann mich eigentlich nicht mehr genau daran erinnern. Vielleicht aber besaß die Köchin wirklich eine Katze."

„Ich habe inzwischen oft über die Bilder nachgedacht, von denen du mir erzählt hast", sagte sie. „Auch in Wien hatten wir Bilder. Sie hatten die Gewohnheit, einen mit den Augen zu verfolgen. Ich möchte wissen, wohin Bilder eigentlich blicken, wenn niemand im Zimmer ist oder wenn es Nacht ist."

Sie merkte, wie sie beim Reden Angst bekam. Sie schob es auf die Dinge, von denen sie redete. Aber sie fühlte, wie ihre Angst zunahm. Sie hatte niemals Angst gehabt, sie erinnerte sich zumindest, es schon zu verschiedenen Leuten behauptet zu haben — nun war die Angst auf einmal da.

„Ich würde in mein Schlafzimmer weder Spiegel noch Uhren hängen", sagte sie und merkte, daß ihre Stimme um eine Spur zu schrill klang, vielleicht weil der Ton im Zimmer widerhallte, vielleicht weil Pufendorfs Schweigen, indem er ihr zuhörte, ein so vollkommenes war.

„Die Uhren zeigen die Zeit, und die Spiegel zeigen einen selbst. Ist es nicht eigentlich merkwürdig, daß man sich selbst sehen kann? Es ist, als komme man sich selber entgegen. Ich hatte einen Onkel, der erzählte, er habe einmal sich selber entgegenkommen sehen. Das war auf einer seiner Reisen, in Kairo. Er meinte da, er komme sich, in einem Fez, selbst entgegen. Man behauptet, wenn man sich selbst sähe, so müsse man sterben. Doch er lebte danach noch viele Jahre.

Und nun gar noch Uhren! Wenn eine Uhr stillsteht, ist sie vielleicht noch unheimlicher als eine gehende. Sie zeigt dann immer die gleiche Stunde. Wer weiß, welche Stunde es ist, die sie zeigt!"

„Ja", sagte er, „wer weiß es?" Und indem er die Augen auf sie richtete, fuhr er langsam fort: „Wir hatten daheim eine silberne Wanduhr. Sie hatte nur einen Zeiger. Nicht, daß der zweite Zeiger verloren gewesen wäre, sondern sie war noch aus der Zeit, zu der die Uhren offenbar nur einen Zeiger hatten. Es war auch keine Minuteneinteilung auf dem Zifferblatt, sondern nur die Einteilung der Stunden und Viertelstunden. Die Uhr stand still, und der Zeiger zeigte immer auf ein Uhr."

„Was für eine Uhr war das?" hörte sie sich fragen.

„Es waren getriebene Figuren darauf, Fahnen und Kanonen vorstellend. Die Uhr hing in einem großen Ring. Das Pendel hing vor dem Zifferblatt, am Ende einer Achse, die ein kleines Stück vorsprang. Die Achse war verdeckt von einem alten Mann aus Gold. Er hatte ein sonderbar verschwommenes Gesicht, es war, als trage er einen Schleier. Man merkte aber, daß er bärtig sei. In der einen Hand hatte er einen Kranz, in der anderen eine Sense. Am unteren Ende des Pendels schwang eine geflügelte goldene Göttin hin und her. Wir Kinder hielten sie für einen Engel. Wir setzten das Pendel oft in Bewegung. Aber das Werk bewegte sich nicht, und der Zeiger rückte nicht weiter. Es war immer die erste Stunde, die er zeigte."

Sie vermochte kein Wort herauszubringen. In jenem Haus, in welchem die Uhr und das Bild der Dame in der weißen Atlasjacke hingen, schienen ihr die beiden — der Rittmeister und ihr Geliebter — umzugehen wie verdammte Seelen, die immer wieder an die Stätte irgendeines schrecklichen Verbrechens zurückkehren mußten. Wie aber, wenn sie einander dabei getroffen hätten? Denn schließlich mußten sie sich ja dort treffen!

„Übrigens", sagte Pufendorf und zündete sich eine Zigarette an, „weil du vorhin etwas wie von einem Doppelgänger gesprochen hast: vielleicht ist es dennoch möglich, daß es das gibt. Es ist zwar nicht vorstellbar, daß ein Mensch zwei Menschen ist, weil der Körper sich ja nicht spalten kann. Aber die Seele könnte sich spalten. Die Seele scheint mir überhaupt vieler Dinge fähig, deren der Körper nicht fähig ist. Was sollte sie also nicht auch imstande sein, in einen anderen Menschen zu fahren, wie man ja oft von zwei Leuten sagt, sie seien ein Herz und eine Seele! Vielleicht gibt es wirklich zwei Menschen, die nur einer sind, oder es gibt einen, der eigentlich zweie ist. Vielleicht tut der eine von den beiden all das Böse, das der andere tun will und dennoch nicht tut, vielleicht nimmt er wirklich alle Sünden auf sich, und der andere bleibt schuldlos trotz allen Sünden, die er träumt. Denn jeder Mensch träumt alle Sünden."

*

Für den nächsten Abend war Gasparinetti wiederum zu Tisch gebeten. Nach Tisch wurde gespielt. Es spielten aber alle schlecht, und ihre Gesichter drückten auch den Grund aus, aus welchem sie so schlecht spielten: Elisabeth war zwar heiter wie gewöhnlich, sie war es ihrer ganzen Veranlagung nach, hatte daher aber auch niemals gut gespielt. Gasparinetti stellte sich gleichmütig, doch merkte man ihm eine gewisse Spannung an; Marschall verhielt sich schweigsam und nachdenklich, und Gabrielle fühlte sich vollkommen nervös, ja verstört. Wenn Elisabeth etwas sagte, so gab ihr eigentlich nur Gasparinetti Antwort. So entstanden Pausen, in denen Gabrielle in den Regensturm lauschte. Die Kerzen auf dem Spieltisch flackerten. Ihr war, der Sturm gehe wie ein Mensch durch das Haus. Und sonderbarerweise schien es, daß auch Gasparinetti lausche.

„Was habt ihr denn eigentlich alle?" fragte schließlich die Pronay.

„Nebenbei bemerkt", sagte Gasparinetti, „dieser Mensch, der sich mit dem Major Lukawski geschlagen hat — wie hieß er nur? Pufendorf —, sitzt doch in Komorn auf der Festung. Das heißt: er saß da eigentlich, denn jetzt sitzt er nicht mehr — er ist nämlich in der Nacht von gestern auf heute entwichen."

Marschall hob den Blick und sah einen Moment lang Gabrielle an. Gabrielle vermochte keinen Laut herauszubringen. Auch Elisabeth warf einen Blick auf Gabrielle, dann fragte sie:

„Woher wissen Sie das?"

„Aus Siofok", antwortete Gasparinetti.

„Und wieso weiß man es in Siofok?"

Gasparinetti zuckte die Achseln.

„Nun, man weiß es", sagte er. „Es ist jedenfalls etwas sehr Ungewöhnliches, daß jemand aus einer Festung entweicht. Er ist doch dort ohnedies so gut wie frei."

Es sprach nun überhaupt niemand mehr, und man versuchte weiterzuspielen. Aber nach ein paar Minuten merkte Gabrielle, daß sie es unmöglich mehr könne. Die Sturmnacht schien ihr voll von Schritten, die durch das Haus geisterten. Sie legte mit Händen, welche zitterten, die Karten nieder. „Ich will fort!" stammelte sie vollkommen unbeherrscht. „Fort?" rief die Pronay. „Wohin?" — „Heim. Jedenfalls fort." — „Jetzt? Mitten in der Nacht?" — „Ja."

Und sie tat einen Blick in die Abrechnung, holte mit bebenden Fingern ein paar Münzen aus ihrer Handtasche und warf sie auf den Tisch.

Schon als sie in Komorn in den Zug gestiegen war, hatte sie nichts als nur mehr den Wunsch gehabt, weit fort zu fahren, gleichgültig wohin. Sie hatte es nicht getan, weil sie sich gesagt hatte, daß es in einem solchen Fall mit Pufendorf zu einer Katastrophe kommen müsse. Aber diese Überlegung hatte keine Kraft mehr über sie. Was geschehen war, hatte ohnedies genügt, und er war entflohen.

„Du bist ja verrückt!" sagte die Pronay.

Statt zu antworten, stand Gabrielle auf. Marschall erhob sich gleichfalls. Wenn Gabrielle zu reisen wünsche, so wolle er sie begleiten.

Gasparinetti, am Tische sitzend, drehte die Münzen, die Gabrielle hingeworfen hatte, zwischen den Fingern hin und her.

„Wenn jemand die Gräfin begleiten soll", sagte er, „so scheint es mir am besten, daß ich sie begleite." Warum er es für das beste halte, sagte er zwar nicht, aber es kam ohnedies niemand auf den Gedanken, ihn danach zu fragen.

„Was fällt euch denn allen ein!" rief die Pronay. „Ihr werdet mich doch hier nicht allein lassen! Mein Mann kommt ja erst morgen!"

Es schien, daß sie nun selber Furcht bekam. Da Gabrielle jedoch darauf bestand, sofort zu reisen, so machte die Pronay ihr den Vorschlag, sie im Wagen nach Wien zu bringen. Es werde zwar eine Fahrt von fünf Stunden sein. In keinem Fall aber schien sie die Absicht zu haben, allein zurückzubleiben.

„Hätten Sie dann die Güte", sagte Gasparinetti, „in Siofok ein paar Minuten zu halten, damit ich mein Gepäck holen kann? Eigentlich ist es ja höchst lächerlich, daß wir alle so plötzlich ... Aber wenn die Gräfin durchaus ... Man soll einer Frau, auch wenn sie das Unverständlichste unternimmt, niemals abreden. Denn letzten Endes weiß sie ja doch immer, was sie tut."

Und er warf die Münzen auf den Tisch und erhob sich gleichfalls. Gabrielle war längst aus der Tür. Sie warf in ihrem Zimmer ihre Sachen in die Koffer. Die Pronay gab den Auftrag, ihren Mann zu verständigen, daß sie anderntags, etwa um die Mittagszeit, zurück sein werde. Auch Marschall packte rasch. Als er zurückkam, um hinabzugehen, wo man den Bedienten schon den Wagen auf den Hof fahren hörte, brannten im Spielzimmer noch die Kerzen. Auf dem grünen Tisch, zwischen den Karten, lagen auch noch die paar Pengöstücke, die Gasparinetti in der Hand hin und her gedreht hatte. Als Marschall an dem Tisch vorüberging, fielen sie ihm auf. Es war etwas Ungewöhnliches in ihrem Aussehen, das den Blick auf sich zog. Marschall trat an den Tisch heran und untersuchte sie. Sie waren vollkommen verbogen.

SLATIN.

1.

Die Fahrt in dem mit Gepäck überfüllten Wagen war scheußlich, die Straßen stellenweise überschwemmt, die Strecke zwischen Stuhlweißenburg und Raab überhaupt ein Schlamm-Meer. Doch die Pronay, wie alle Leute, die wenig im Kopf haben, fuhr verhältnismäßig gut. Und mit dem Anbruch des Tages war man an der Grenze — wo sich allerdings herausstellte, daß man sich gar nicht so sehr hätte zu beeilen brauchen.

Denn die ungarische Kontrolle passierte man zwar ohne Schwierigkeiten; allein die eigenen Beamten, unter denen sich auch Polizisten befanden, studierten die Pässe sehr aufmerksam, gaben sie einander weiter, besprachen sich halblaut und erklärten Gasparinetti schließlich für verhaftet.

Gasparinetti nahm diese Nachricht mit Ruhe hin, ja er unterdrückte sogar ein Lächeln; die anderen aber, nervös und übernächtig wie sie waren, zeigten sich um so bestürzter, als auch ihnen selbst eröffnet wurde, daß man sie, wenn zwar nicht gleichfalls verhaften, so doch zumindest vorläufig zurückbehalten müsse — worauf man sie samt dem Rittmeister in ein Zimmer sperrte.

Mit ihm zusammengepfercht zu sein, empfand man unter diesen Umständen natürlich als besonders unangenehm. Er aber tat, als liege ihm an dem Ganzen nichts, und behauptete, es sei, wenn schon kein direktes Mißverständnis, so doch etwas sehr Ähnliches und gehöre einfach in das Kapitel der Reisestrapazen. Er begann denn auch, Berichte von verschiedenen Zwischenfällen, welche er auf seinen Reisen gehabt haben wollte, seinen Mitreisenden zum besten zu geben, welche jedoch keinerlei Interesse dafür aufzubringen vermochten und bei seiner gleichförmig strömenden Rede gewiß eingeschlafen wären, hätte die Überzeugung, er sei eine fragwürdige und unberechenbare Persönlichkeit, sie nicht wach erhalten. Marschall insbesondere betrachtete immerzu die Hände des Rittmeisters, welche die Pengöstücke mit der gleichen Leichtigkeit zusammengebogen hatten, mit der ein anderer Brot zusammenkrümelt. Aber diese Hände hatten gar nichts Ungewöhnliches. Sie sahen weder besonders groß noch besonders kräftig aus, es waren einfache Hände, wie man sich die eines Offiziers ungefähr vorstellen mochte.

Während Gasparinetti erzählte, lehnte Gabrielle erschöpft und mit geschlossenen Augen an Marschalls Schulter, doch schlief sie nicht — nur konnten ihre Augen das Licht nicht mehr vertragen. Es hatte aufgehört zu regnen, die Sonne machte sich bereit, durch die Wolken zu kommen, und das Licht war auf einmal abscheulich grell, oder vielleicht waren es nur die übertrieben hohen Fenster und die Tünche des kahlen Zimmers, die es so unangenehm machten.

Auch die Pronay hatte ihren Kopf an irgend jemand lehnen wollen, aber es war niemand dazu da, denn der Rittmeister kam ja dafür jetzt nicht mehr in Frage.

Gasparinetti war der einzige, der nicht müde schien, er wirkte vielmehr ausgesprochen frisch, ja sogar aufgeräumt, und redete unablässig. Die Pronay unterbrach ihn plötzlich mit der an die anderen gerichteten Frage, was ihr Mann denn eigentlich denken werde, wenn sie nicht nach Czege zurückkehre.

„Nichts", sagte Gasparinetti. „Oder was er auch sonst gedacht hat." Und danach fuhr er zu erzählen fort:

„Meinen merkwürdigsten Reiseunfall, sofern man ihn einen solchen überhaupt nennen kann, hatte ich in Mexiko.

Ich hatte, damals, in Mexiko-City den Nachtzug nach Vera Cruz genommen. — Ich wollte danach weiter nach Havanna. — Ich war etwa zwanzig Minuten vor Abgang des Zuges an der Bahn. Nachdem ich mein Gepäck untergebracht, rauchte ich, auf dem Bahnsteig auf und ab gehend, noch eine Zigarette. Denn in den amerikanischen Schlafwagen ist es nur im Waschraum gestattet zu rauchen.

Als ich bis zum letzten Wagen gelangt war, sah ich eine Anzahl Soldaten in den Zug steigen, und zwar in das letzte Abteil des letzten Wagens, welcher keinerlei Verbindung zu den anderen Abteilen mehr hatte. Offenbar war es ausschließlich für Militär reserviert. Die Soldaten waren Kavalleristen. Sie trugen khakifarbene Uniformen, braune Stiefel und goldene Anschnallsporen ohne Räder. Diese Geschmacklosigkeit wollte mir gleich nicht gefallen.

Als der Zug sich mit dem für alle mexikanischen Züge typischen Anreißen in Bewegung gesetzt hatte, las ich im Waschraum noch ein paar Zeitungen, danach legte ich mich zu Bett. Man schläft in amerikanischen Schlafwagen im allgemeinen recht gut. Diesmal aber sollte unsere Nachtruhe eine unliebsame Unterbrechung erfahren.

Wir mochten nämlich in die Gegend von Orizaba gelangt sein, als der Zug mit einem Ruck anhielt, so daß wir alle davon erwachten. Gleich darauf vernahmen wir prasselndes Schießen.

Die Reisenden sprangen aus ihren Betten in den Mittelgang, ich aber ließ den Vorhang des neben meinem Bett befindlichen Fensters hinaufschnellen und blickte hinaus.

Im Lichte des hoch am Himmel stehenden Vollmondes sah ich den Citlaltepetl mit seinem von ewigem Schnee bedeckten Kegel wie einen auf Wolkendünsten schwebenden Vulkan aus Silber glänzen. Doch fesselte dieser Anblick mich im Augenblick nicht. Auf der sandigen Ebene nämlich schienen die Pulqueagaven lebendig geworden und rannten schattenhaft heran. Und diese Schatten hatten die Eigenschaft, daß sie fortwährend feuerten. Aus dem letzten Wagen unseres Zuges aber rannten die Kavalleristen mit den goldenen Sporen, die sie sich nicht verdient hatten, gleichfalls immerzu feuernd, davon. Die Schüsse flimmerten wie Funken. (Fortsetzung folgt.)

Hauptschriftleiter: Bernd E. H. Overhues (im Wehrdienst). Stellvertreter: Karl Fischer. Graphische Gestaltung: Herbert Dassel (alle in Berlin). — Verlag „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18—25. Fernruf: 17 47 21. Postscheckkonto: Berlin Nr. 382. — Alleinauslieferung und Anzeigenverwaltung: Berliner Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68, Schützenstraße 18—25. Anzeigenpreisliste Nr. 14 vom 1. 11. 1941. — Verantwortlich für Anzeigen: Dr. Horst Harff (im Wehrdienst). Stellvertreter: Dipl.-Kfm. Gerta Eckhardt, Berlin. — Rotations-Kupfertiefdruck Wilhelm Herget, Stuttgart. — Einzelpreis: 25 Rpf. — Für die Zustellung durch Boten werden 3 Rpf. Bestellgeld erhoben. — Postbezugspreis: Monatlich 55 Rpf. zuzüglich 4 Rpf. Bestellgeld.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0068
gefördert durch
Baden-Württemberg

Soldatenbild
L 3040 14/6

Wenn nach der Regenzeit der Sandsturm, der Ghibli, im Winter und Frühling über die nordafrikanische Küste jagt, nimmt die von Sand erfüllte Luft einem schon auf wenige Meter die Sicht. Dennoch geht der Kampf weiter

SOLDATEN IM GHIBLI

Als die Briten ihre Offensive, die später an Rommels Panzern scheiterte, begannen, herrschte in Nordafrika die Regenzeit. Der Sand der Wüstenpisten verwandelte sich in Schlamm. Bald begann aber die Zeit der Sandstürme, die auch im Frühjahr noch andauern. Ghibli nennt der Araber diese Stürme, die mit heißem Atem aus dem Süden heranbrausen. Unerwartet brechen sie am Morgen los und ziehen zwischen Erde und Sonne einen fahlen Schleier. Für den Soldaten sind diese Stunden eine Zeit härtester Anspannung.

Am frühen Morgen ist der Ghibli losgebrochen. Über der harten Kieswüste steht er wie eine Wand. Durch Tücher vor Mund und Nase versuchen die Soldaten, sich vor dem mehlstaubfeinen Sand zu schützen

Aufnahmen: Kriegsberichter Freiherr v. Esebeck

Nur eine notdürftige Hilfe sind die Sonnenbrillen, wie sie der italienische Posten eines Gefangenenlagers (rechts im Bilde) trägt. Ein schwerer, gelblich-grauer Himmel liegt drückend über der Wüste

Ebenso plötzlich wie der Ghibli kam, hört er auf. Der Himmel wird wieder klar und die Weite der Wüste taucht aus dem Dunkel auf. Wie Schnee liegt der mehlige Sand dann auf den wenigen Straßen

Mit Schaufeln und Spaten muß die Straße freigemacht werden, ein Bild, das an das Säubern von Straßen in unseren Breiten nach einem Schneesturm erinnert. Unser Bild: Ein Ausschnitt aus der Via Balbia

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0069
gefördert durch Baden-Württemberg